

# Variation im Standard. Formale und funktionale Variationsaspekte des gesprochenen sprachlichen Gebrauchs indefiniter Referenzierungsformen

## 1. Inhalt

Der Beitrag geht einleitend ein auf das Konzept ‚Gebrauchsstandard‘ und präsentiert darauf sprachräumliche und pragmatische Variationsaspekte am Beispiel des standardsprachlichen Gebrauchs der indefiniten Referenzierungsformen <einen> und <so einen>.

### 1.1 Gebrauchsstandard

Wie jedes soziale Handeln ist Sprechen normativ reguliert. Daraus ergeben sich aus linguistischer Sicht u.a. die Fragen, an welchen sprachlichen Normen sich die Sprecher orientieren und wie sich sprachnormative Rahmen zu anderen, wechselnden soziosituativen Rahmenelementen verhalten. Standard – bzw. in der unter den Benutzern geläufigeren Bezeichnung ‚Hochdeutsch‘ – ist für viele Sprecher unterstellbarerweise eine relevante Orientierungsgröße bei der Produktion und Bewertung von Sprachformen in bestimmten, formellen Sprechsituationen. Eine sprachwissenschaftliche Herausforderung besteht darin, die Orientierungsgröße Standard konzeptionell zu fassen. Einerseits kann die Normvorstellung der Sprecher und die damit in Zusammenhang stehende Orientierungsnorm aufgrund der schulischen Vermittlungstradition und der mehr oder weniger allgemeinen Kenntnis schriftnaher Sprechformen durch die Medien (d.h. konkret besonders durch Nachrichtensprecher) als schriftformbeeinflusst und tendenziell kodexnah angenommen werden. Andererseits ist klar, dass die Mehrheit der Sprecher des Deutschen trotz ihres mehr oder weniger intuitiven Wissens um die Idealnorm diese in ihrem Sprechalltag nicht realisieren (können). Empirische Untersuchung legen nahe, die Normen des öffentlich-

formellen Sprechens als Gebrauchsnormen – nach Gloy (1987) als „subsistente Normen“ – zu fassen, die sich mit den fixierten Kodexformen decken können, aber nicht müssen.<sup>1</sup>

Ein gebrauchsnahes Standardkonzept dynamisiert und weitet unweigerlich die enge Standardkonzeption, die sich auf den fixierten Normbereich am Pol des dialekt-standardsprachlichen Formkontinuums beschränkt.<sup>2</sup> Eine weite Konzeption fasst Standard nicht als mehr oder weniger homogenes, variationslos-statisches System, sondern selbst als Kontinuumsbereich, der insbesondere durch diatopische und diaphasische Variationsmerkmale strukturiert ist und den man in Unterscheidung zur monolithischeren engen Konzeption als Gebrauchsstandard bezeichnen kann.<sup>3</sup>

Die Ausweitung der Standardkonzeption bringt mit sich, dass es analytisch äußerst schwierig ist, den standardsprachlichen vom nicht-standardsprachlichen Kontinuumsbereich scharf zu trennen. Dieses analytische Problem kann man als Reflex der komplexen sprachlichen Realität und dem grundsätzlich relationalen, soziosituativ gebundenen Status sprachlicher Formen betrachten. Theoretisch hilft die Vorstellung des Gebrauchsstandards als Varietät mit unscharfen Rändern – als „Zentrum und Peripherie“<sup>4</sup>. Ab wann Formen so peri-

---

<sup>1</sup> Bekanntlich existieren amtlich-statuierte Normen des Deutschen nur für die Rechtschreibung. Als orthoepische Kodizes fungieren allerdings Aussprachevorgaben, die seit den Anstrengungen der Siebs-Kommission ausgangs des 19. Jhs. insbesondere in der Gestalt von Aussprachewörterbüchern verbreitet werden. Siehe zur Tradition der Aussprachenormierung bspw. Eva Maria Krech/Eberhard Stock/Ursula Hirschfeld/Lutz-Christian Anders: Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin/New York 2009, S. 8–17. Oder Stefan Kleiner: Die Kodifikation der deutschen Standardaussprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards. In: Albrecht Plewnia/Joachim Witt (Hg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin 2014, S. 273–298.

<sup>2</sup> Beispiele für eine enge Standardkonzeption und deren sprachwissenschaftliche Operationalisierung finden sich bspw. in Alexandra N. Lenz: Struktur und Dynamik des Substandard. Eine Studie zum Westmitteldeutschen. Stuttgart 2003, in Alfred Lameli: Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart 2004 oder Jürgen E. Schmidt/Joachim Herrgen: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachforschung. Berlin 2011. Der Bezug auf einen fixierten Standard ist insbesondere in Arbeiten mit der Methode der dialektalen Abstandsmessung methodologisch bedingt und „gerechtfertigt“.

<sup>3</sup> Siehe Nina Berend: Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York 2005, S. 143–170. Oder Kleiner (2014).

<sup>4</sup> Peter Auer: Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialektvariation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache. Berlin/New York 1990, S. 19. Oder František Daneš: Dimensionen im Varietätenraum. In: Alexandra N. Lenz/Klaus J. Mattheier (Hg.): Varietäten – Theorie und Empirie. Frankfurt am Main u.a. 2005, S. 39–60, S. 40.

pher sind, dass sie nicht mehr zu den konstitutiven Formen des Gebrauchsstandards zählen, ist eine empirische Frage, die u.a. auf der Grundlage von Frequenz und sprachraumbezogenen Distributionswerten erwogen werden kann. Dass der Gebrauchsstandard grundsätzlich den emischen Status einer Varietät besitzen kann, lässt sich u.a. durch Analysen der interaktionalen Wirkung von intra- und intervariatären Variationsverfahren wie *Code-Shifting* und *Code-Switching* zeigen.<sup>5</sup> Zudem können Analysen standardinhärenter Variation im Sinn von Variation ohne markierte oder interaktional relevante Code-Alternanz Einblick in den Variationsraum des Gebrauchsstandards geben.

Die Konzeption des Gebrauchsstandards als Spektrum an Realisierungsoptionen im diatopischen und diaphasischen Variationsraum, die kontextsensitiv von Sprechern als Orientierungsnorm für situiertes Sprechen benutzt werden, bringt neben dem Abgrenzungsproblem auch Vorteile. Die weite Konzeption wird unseres Erachtens der (alltags-) sprachlichen Realität gerechter als die enge, indem sie gängige regionale Standardvarianten einschließt und damit – im Kontrast zur engen Fassung des auf schriftnahe kodifizierte Formen beschränkten und von sehr wenigen, speziell geschulten Sprechern in sehr spezifischen Aktivitätszusammenhängen (wie bspw. beim Nachrichtenverlesen) tatsächlich realisierten Standards – der Sprachgemeinschaft weitgehend Standardsprachkompetenz zuspricht.<sup>6</sup>

Eine realitätsnahe Konzeption des Standards als Variationsspektrum bzw. Kontinuumsbereich basiert auf folgenden Annahmen:

- 
- <sup>5</sup> Bspw. Peter Auer: Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting). In: Deutsche Sprache 1986/2, S. 97–124. Oder Ders. 1990. Oder Ralf Knöbl: Dialekt – Standard – Variation. Formen und Funktionen von Sprachvariation in einer mittelschwäbischen Schulklasse. Heidelberg 2012.
  - <sup>6</sup> Vgl. Arnulf Deppermann/Stefan Kleiner/Ralf Knöbl: 'Standard usage'. Towards a realistic conception of spoken standard German. In: Peter Auer/Javier Caro Reina/Götz Kaufmann (Hg.): Language Variation - European Perspectives IV: Selected papers from the 6th International Conference on Language Variation in Europe (ICLaVE 6). Freiburg, June 2011. Amsterdam/Philadelphia 2013, S.83-116. Siehe besonders auch Péter Maitz/Stephan Elspaß: Zur sozialen und sprachpolitischen Verantwortung der Variationslinguistik. In: Elvira Glaser/Jürgen Erich Schmidt/Natascha Frey (Hg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart 2011, S. 221–240. Sowie Péter Maitz/Stephan Elspaß: Pluralismus oder Assimilation? Zum Umgang mit Norm und arealer Variation in Deutschland und anderswo. In: Susanne Günthner et al. (Hg.): Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin/New York 2012, S. 43–60, zum Diskriminierungsaspekt, der mit dem engen Standardkonzept einhergeht, und zur Verantwortung der Sprachwissenschaft, verbreitete sprachbezogene Ideologien, zu denen sie zurecht „Standardismus“ und „Homogenismus“ zählen (Maitz/Elspaß 2011, S. 224), nicht weiter zu tradieren, sondern aufzubrechen.

- Der Sprechstandard ist bis ins 20. Jh. überlagert durch „konzeptionelle Schriftlichkeit“<sup>7</sup>. Die Dominanz des Geschriebenen gegenüber dem Gesprochenen im Standardgebrauch bröckelt allerdings mit medialen Umbrüchen: Der Sprechstandard erobert Domänen und entwickelt mündliche Praxen.

- Mündliche Realisierungsformen des Standards sind potenziell beeinflusst von den Produktionsbedingungen des spontanen Sprechens und der Substratwirkung von dialektalen Lautinventaren bzw. Artikulationsmustern. Im Spannungsfeld zwischen dem Gebrauch a) sprachräumlich begrenzter tradierter, b) tendenziell raumübergreifender („jüngerer“) sprechsprachlicher und c) schriftformorientierter Formen und Praxen können sich Variationsmuster entwickeln, die den Sprechern und Sprecherinnen als Indexikalisierungsressource zur Verfügung stehen.

## 2. Empirische Grundlage

Die folgenden Beispiele zur standardinhärenten Variation basieren auf der Datengrundlage des Korpus „Deutsch heute“ (kurz „Dh“), das in den Jahren 2006–2009 erhoben worden ist.

Das Korpus umfasst Aufnahmen von 835 Sprecherinnen und Sprechern aus ca. 195 Orten in Gebieten, in denen Deutsch den Status einer (co-)offiziellen Sprache hat.<sup>8</sup> Relevante Kriterien bei der Auswahl der Gewährspersonen waren Ortsansässigkeit und (angestrebte) gymnasiale Schulbildung. Es lassen sich zwei Altersgruppen unterscheiden, und zwar einerseits 16- bis 20-jährige Gymnasiasten und Gymnasiastinnen (n=670) und andererseits GPs im Alter zwischen 45 und 60 Jahren (n=165). Bei der Erhebung wurden verschiedene Sprechsituationen hergestellt, indem den Gewährspersonen verschiedene kommunikative Aufgaben gestellt wurden. Die folgenden Auswertungsergebnisse basieren auf dem spontansprachlichen Datenmaterial des Korpus; sie stammen aus den Sprechsituationen ‚soziolinguistisches Interview‘ (GPs beider Altersgruppen) und ‚Maptask‘, d.h. einer Wegbeschreibungsaufgabe, die immer zwei

<sup>7</sup> Vgl. Oskar Reichmann: Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Raphael Berthele et al. (Hg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin 2003, S. 29–56.

<sup>8</sup> Im Folgenden wird bei Referenzen auf das Kollektiv der Sprecher und Sprecherinnen des Korpus die geschlechtsneutrale traditionelle Bezeichnung ‚Gewährspersonen‘ (GP) verwendet. Das Geschlechterverhältnis ist mit 420 weiblichen und 415 männlichen Gewährspersonen recht ausgeglichen.



Gewährspersonen untereinander ausgeführt haben (GPs der jüngeren Altersgruppe).

Zusätzlich wurden standardsprachliche Daten aus TV-Aufnahmen aus den Jahren 2002 bis 2006 als Kontrollkorpus herangezogen, und zwar je 10 Aufnahmestunden der Gattungen ‚Informativ‘ (Nachrichtensendung) und ‚Seifenoper‘.

### 3. Analyse

Die Auswertungen konzentrieren sich auf maskuline Akkusative des Indefinitartikels und der komplexeren Referenzierungsform <so einen>, die sich aus eigenschaftsdeiktischem ‚so‘ und einer Realisierungsform des Indefinitartikels zusammensetzt. In aufeinanderfolgenden Schritten werden variablen-distributionelle Merkmale und konversationell-funktionale Aspekte des variativen Gebrauchs der beiden Variablen präsentiert.

#### 3.1 Indefinitartikel

Die Akkusativformen des maskulinen Indefinitartikels sind in gängigen Aussprachewörterbüchern als zweisilbige Form mit Stammsilbendiphthong notiert, nämlich als [ˈaɛnən] im DAWB<sup>9</sup> und [ˈainən] im DUDEN<sup>10</sup>. Im DAWB sind neben der kanonischen Form des Wörterverzeichnisses im einleitenden Beschreibungskapitel zur „Standardaussprache in Deutschland“ die „reduzierten Aussprachevarianten“ [ˈaɛn:] und [ˈaɛn] aufgelistet;<sup>11</sup> im DUDEN finden sich

	Vollform	Reduktionsformen			Dialektformen
Akk. Mask. Sg.	aenən	aen(:)	nən	n(:)	(ɔ)a(n), e(n), ε(n), ə(n), v(n)

Tabelle 1: Variantentypen des Indefinitartikels <einen>.

<sup>9</sup> Eva-Maria Krech et al.: Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin/New York 2009.  
<sup>10</sup> Max Mangold: Duden Band 6. Das Aussprachewörterbuch. Mannheim 2005.  
<sup>11</sup> Eva-Maria Krech et al.: Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin/New York 2009, S. 114.

lediglich allgemeine, sehr kurze Anmerkungen zu „schwachen Wortformen“ im Einleitungskapitel zu „ungenormter Lautung“.

In Tabelle 1 sind die Variantentypen abgebildet, die bei der folgenden Analyse unterschieden worden sind. Es sind neben den kanonischen Formen die beiden Gruppen der standardsprachlichen Reduktionsformen (Mittelspalte) und der dialektbasierten Formen (rechte Spalte).

Die Annahme bezüglich der Reduktionsformen ist, dass sie als mehr oder weniger standardkonforme Varianten wahrgenommen und verwendet werden. Unterschieden wurde bei der Auswertung zwischen unterschiedlichen Ausprägungstypen der Reduktion, nämlich zwischen den Formen mit realisiertem Stammsilbendiphthong (/aen/, /aen:/), der Reduktionsform /nən/, die als erhaltene Endsilbe der kanonischen Form bezeichnet werden kann, und zuletzt die am weitesten reduzierte Form, bei der nur ein Nasal erhalten ist (/n/, /n:/).<sup>12</sup> Bei den dialektorientierten Formen handelt es sich in den meisten Fällen um kurze, mehr oder weniger zentralisierte Vokale mit oder ohne Nasal. Starke Dialektformen spielen in den Daten insgesamt eine sehr untergeordnete Rolle.

### 3.1.1 Distribution von <einen> in den Interviews des Dh-Korpus

In die variablenanalytische Auswertung wurden adnominale Inzidenzen von <einen> in den Aufnahmen beider Altersgruppen einbezogen. Von der Variablendefinition ausgeschlossen wurden pronominale und nicht adnominale Numerale, sowie komplexe Indefinita wie <so einen> und <irgend einen>. Insgesamt wurden 4191 Instanzen der Variablen gewertet.

<einen>	Vollform aenən	aen	nən	n	Dialekt (red.)	Dialekt (Vollform)	Null
Interview (n=4191)	8,76%	21,78%	2,93%	51,52%	11,05%	1,14%	2,82%

Tabelle 2: Distribution von <einen> in Interviews (Korpus Dh).

<sup>12</sup> Die Gruppe der Nasalformen umfasst ein Spektrum von Realisierungsformen, das von den ‚autonomen‘, eindeutig silbischen Formen bis hin zu den enklitischen Formen reicht. Zu dieser Gruppe wurden auch klitische Formen in lautlichen Einheiten mit vor- und nachfolgenden Nasalen gewertet, bspw. im Kontext der Präpositionen <in> und <an>; in vielen Fällen solcher klitischen Einheiten ist zumindest eine Art ‚Artikulationsintention des Artikels‘ erkennbar, die sich in der Nasaldauer äußert. Letztlich ist es in Einzelfällen aber schwierig, klitische Formen von ‚echten‘ Null-Realisierungen zu trennen; im Zweifelsfall sind vermeintlich klitische Instanzen im Nasalkontext zur Reduktionsklasse /n/ gezählt worden.

Bei der Verteilung der Varianten zeigt sich, dass die standardsprachlichen Reduktionsformen dominieren. Die am stärksten reduzierte Form /n(:)/ ist dabei die am meisten belegte Variante. Sie hat im Interviewkorpus einen Distributionsanteil von 51% (siehe Tabelle 2). Den zweitgrößten Anteil hat /aen(:)/. Dagegen tritt die Reduktionsvariante /nən/, die im Vergleich zu den beiden anderen Reduktionsformen mehr morphosyntaktische und semantische Informationen trägt, sehr marginal auf (3% der Inzidenzen). Der Befund kann als Hinweis auf die (sehr beschränkte) Relevanz der Markierung von Definitheit (nicht markiert durch /n/), Genus und Kasus (nicht markiert durch /n/ oder /aen/) angesehen werden.

Der geringe Beleganteil der Reduktionsform /nən/ kontrastiert in auffälliger Weise mit Ergebnissen aus Untersuchungen zum Artikelgebrauch in „Internet relay chats“, wo die Form üblich und frequent ist.<sup>13</sup> Ebenso kontrastiert der Befund mit Ergebnissen der Untersuchung in Ziegler zum Gebrauch der Reduktionsform in verschiedenen Zeitungen, in der deutlich wird, dass sich *nen* in der Pressesprache als „Mündlichkeitsmarker par excellence“ anbietet und im Fall der Boulevardpresse (BILD-Zeitung) zur „Konstruktion und Demonstra-

	Vollform <b>aenən</b>	<b>aen</b>	<b>nən</b>	<b>n</b>	Dialekt	Null
Interview (n=4191)	8,76%	21,78%	2,93%	51,52%	12,19%	2,82%
Maptask (n=803)	9,59%	13,57%	4,73%	37,48%	34,50%	0,12%
TV: Nachrichten (n=177)	73,45%	18,64%	0,56%	7,34%	0,00%	0,00%
TV: Seifenoper (n=157)	7,64%	46,50%	1,91%	43,95%	0,00%	0,00%

*Tabelle 3: Distribution <einen> in verschiedenen Textsorten.*

<sup>13</sup> Vgl. Doris Tophinke: Schreiben gegen die Regel – Formen und Funktionen orthografischer Abweichungen im Internet Relay Chat (IRC). In: Michael Bommes/Christina Noack/Doris Tophinke (Hg.): Sprache als Form. Festschrift für Utz Maas zum 60. Geburtstag. Wiesbaden 2002, S. 170–182. 2002; Gabriela Burri: Spontanschreibung im Chat. In: Linguistik online, 5 (2003), H.3, S. 15.; und Petra M. Vogel: „Ich hab da nen kleines Problem!“ – Zur neuen Kurzform *nen* des indefiniten Artikels im Deutschen“. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, 73 (2006), H. 2, S. 176–193.; bei beiden letzteren ist die Form auch bei Neutra im Nominativ und Akkusativ belegt, bei Vogel zudem auch Maskulinformen im Nominativ. Die Daten mit den *nen*-Belegen beider Untersuchungen stammen aus deutschen Chat-Kanälen. In einem von Vogel untersuchten österreichischen Chat ist die Form dagegen nicht belegt.

tion kommunikativer Nähe“ verwendet wird.<sup>14</sup> Betrachtet man den auffälligen Kontrast zwischen dem tatsächlichen Gebrauch der Form in den spontansprachlichen Korpusdaten und der gängigen Verwendung in informell-schriftlichen Gattungen, liegt der Schluss nahe, dass sich bei der Verwendung der Form als Mündlichkeitsmarker beim informellen Schreiben nicht die sprechsprachliche Realität spiegelt, sondern eine (stereotype) Vorstellung von Mündlichkeit. Die Einschätzung von *nen* als stereotype Form konzeptioneller Mündlichkeit bestätigt sich auch in einer Umfrage zur Einschätzung der situativen Angemessenheit linguistischer Formen, in der *nen* vergleichbar hohe Akzeptabilitätswerte beigemessen werden sowohl in informell-schriftlichen als auch in informell-mündlichen Gattungen.<sup>15</sup> Der unterschiedliche Gebrauch des Artikels in konzeptioneller (bzw. inszenierter) und realer Mündlichkeit kann als ein Indikator der ‚Hybridität‘ konzeptionell mündlicher Schriftlichkeit betrachtet werden: Die Benutzer scheinen beim Schreiben – und eben nur da – das Vertrauen in die radikale Kurzform (ohne Kongruenzanzeige) zu verlieren.

### 3.1.2 *Distribution des Indefinitartikels im intersituativen Vergleich*

Der Einbezug von Kontrolldaten aus den *Maptask*-Aufnahmen des Dh-Korpus und den Mediendaten in die Auswertung ergibt genresensitive Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei der Variablenverteilung (siehe Tabelle 3).

Zum einen steigt der Dialektformanteil – reduzierte und volle Dialektformen sind einfachheitshalber in der Tabelle zusammengefasst – beim *Maptask* im Vergleich zu den Interviewdaten. Dieser Unterschied ist insofern nicht überraschend, als es sich bei der *Maptask*-Aufgabe um *peer-to-peer*-Interaktion handelt; er gibt allerdings auch einen Hinweis darauf, dass die Formen situationssensitiv gebraucht werden bzw. – sozusagen im Umkehrschluss – dass Veränderungen der Formwahl formalitätskonstitutiv sind, d.h. Merkmale einer ‚formellen‘ Sprechsituation.

Zum anderen zeigt der hohe Anteilswert zweisilbiger Vollformen bei den TV-Nachrichten den Schriftspracheinfluss bzw. den Status der Nachrichten als medial mündliche, konzeptionell schriftliche Gattung. Dagegen liegen die Anteilswerte der schriftnahen Vollformen bei allen anderen untersuchten Gattungen jeweils unter 10%.

<sup>14</sup> Vgl. Evelyn Ziegler: „Merkel hat nen Neuen!“ Die Kurzform *nen*: Ein Mündlichkeitsmarker par excellence“. In: Britt Marie Schuster/Doris Tophinke (Hg.): *Anders Schreiben/Andersschreiben*. Heidelberg 2012, S. 295–316.

<sup>15</sup> Vgl. Arnulf Deppermann/Ralf Knöbl/Alexander Koplenig: Talk about standard vs. standard in use: Reflection on norms and orientation to norms in speaking. In: Winifred Davies/Evelyn Ziegler: *Microlinguistics and language planning: Linguistic practice*. Houndmills (i.V.)

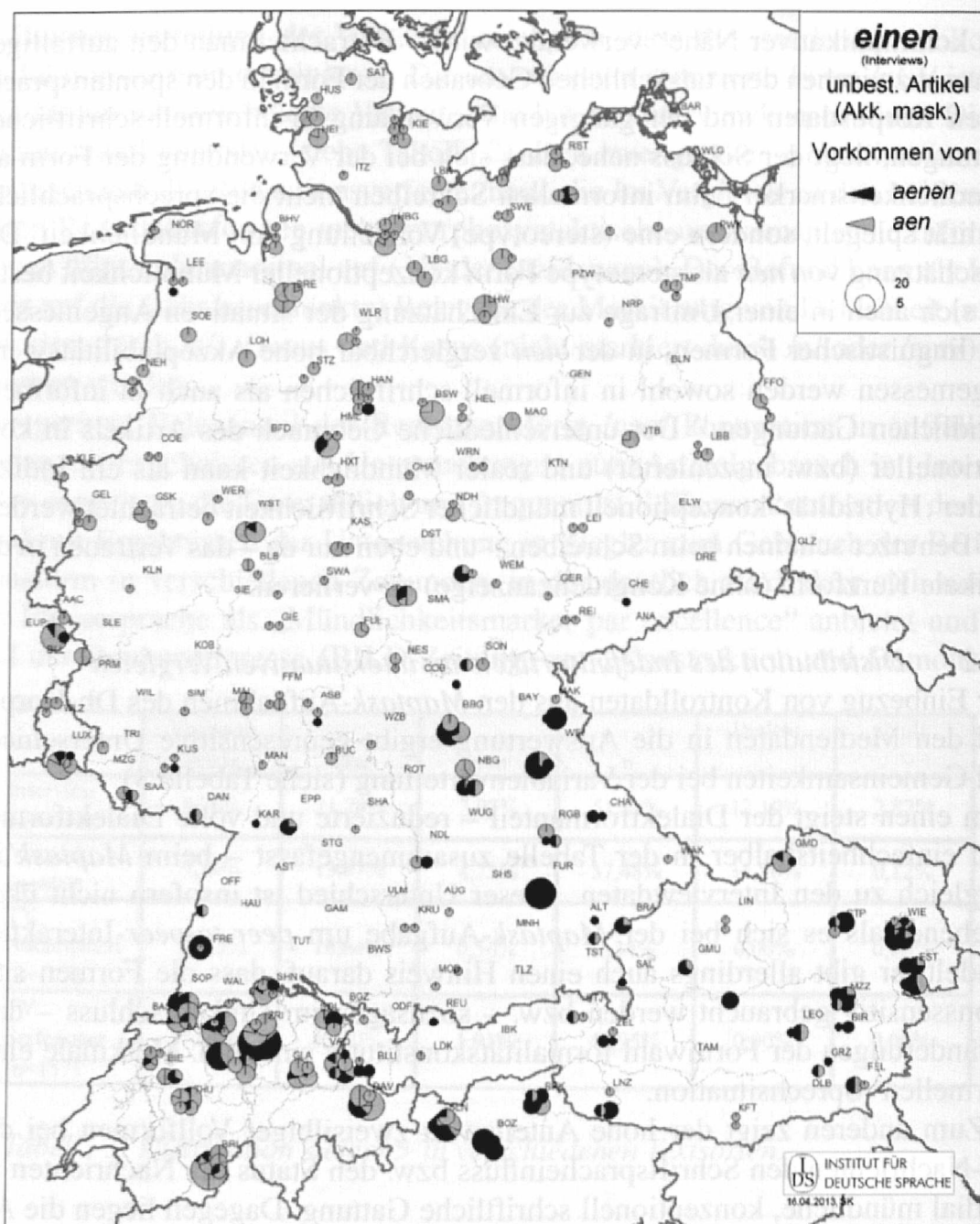


Abb. 1: Karte mit dem Vorkommen der Varianten mit [ae] im Stamm.

Hervorzuheben ist, dass die Anteilswerte der Reduktionsform /n/ in allen konzeptionell mündlichen Gattungen hoch sind und der Anteil von /nən/ im intersituativen Vergleich dagegen konstant gering bleibt.



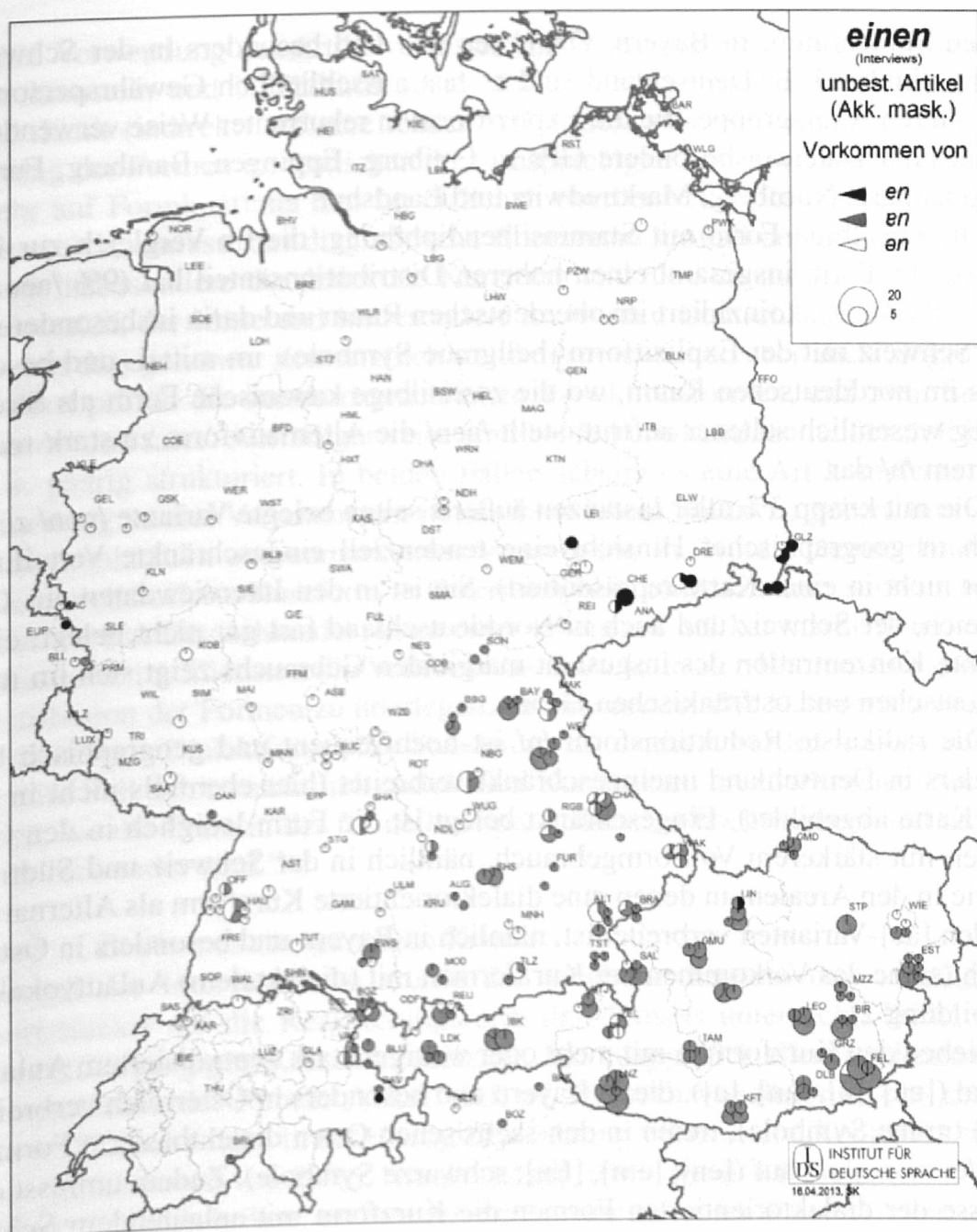


Abb. 2: Vorkommen der dialektorientierten Varianten von <einen>.

### 3.1.3 Regionale Distribution von <einen> in den Interviewdaten

Die Explizitform /aenən/ ist im ganzen deutschen Sprachraum zu erwarten und kommt als Streubeleg auch geographisch uneingeschränkt vor. (Siehe die dunkelgrauen Symbole in Abbildung 1, in der das Vorkommen beider Varianten mit Stammdiphthong abgebildet ist.) Verdichtungen der Distribution des Gesamtanteils der zweisilbigen Diphthongform gibt es allerdings im oberdeut-

schen Sprachraum, in Bayern, Ost-Österreich und besonders in der Schweiz und in Südtirol. In Deutschland sind es fast ausschließlich Gewährspersonen der älteren Altersgruppe, die die Explizitform in rekurrenter Weise verwenden, in unseren Daten insbesondere GPs in Freiburg, Eppingen, Bamberg, Furth, Freudenberg, Nürnberg, Marktredwitz und Landshut.

Die einsilbige Form mit Stammsilbendiphthong, die im Vergleich zur kanonischen Form insgesamt einen höheren Distributionsanteil hat (9% /aenən/ und 22% /aen/), koinzidiert im oberdeutschen Raum und darin insbesondere in der Schweiz mit der Explizitform (hellgraue Symbole); im mittel- und besonders im norddeutschen Raum, wo die zweisilbige kanonische Form als Streubeleg wesentlich seltener auftritt, stellt /aen/ die Alternativform zu stark reduziertem /n/ dar.

Die mit knapp 3% aller Instanzen äußerst selten belegte Variante /nən/ zeigt auch in geographischer Hinsicht eine tendenziell eingeschränkte Verteilung (hier nicht in einer Karte repräsentiert). Sie ist in den Interviewdaten aus Österreich, der Schweiz und auch in Norddeutschland fast gar nicht belegt; eine leichte Konzentration des insgesamt marginalen Gebrauchs zeigt sich im mitteldeutschen und ostfränkischen Gebiet.

Die radikalste Reduktionsform /n/ ist hochfrequent und geographisch besonders in Deutschland uneingeschränkt verbreitet (hier ebenfalls nicht in einer Karte abgebildet). Eingeschränkt belegt ist die Form lediglich in den Gebieten mit stärkerem Vollformgebrauch, nämlich in der Schweiz und Südtirol sowie in den Arealen, in denen eine dialektorientierte Kurzform als Alternative zu den [ae]-Varianten verbreitet ist, nämlich in Bayern und besonders in Österreich (siehe das Vorkommen der Kurzformen mit (dialektalem) Anlautvokal in Abbildung 2).

Neben den Kurzformen mit mehr oder weniger stark zentralisiertem Anlautvokal ([ɐn], [ɐ], [an], [a]), die in Bayern und besonders in Österreich verbreitet sind (graue Symbole), treten in den sächsischen Orten dialektbasierte Formen mit /e/ im Anlaut auf ([en], [e:n], [En]; schwarze Symbole). Zudem umfasst die Klasse der dialektorientierten Formen die Kurzform mit anlautendem Schwa ([ə], [ən]; weiße Symbole). Belegt ist die Variante insbesondere im Südwesten Deutschlands; die vermeintlich dialektorientierte Form zeigt allerdings auch Streubelege im gesamten Sprachgebiet, wodurch deutlich wird, dass es sich bei ihr nicht in jedem Fall um eine Form handelt, die auf dialektalem Substrat basiert bzw. in der Region eine dialektale Entsprechung hat, sondern im Fall von postnasal positionierten Artikelformen auch um eine lautkontextuell bedingte Form, bei der der Schwachtonvokal zwischen die Nasallaute insertiert wird. Diese Annahme bestätigt die Kontextanalyse in Abschnitt 3.1.4.

Die teilweise gebietsspezifische Variablendistribution gibt Hinweise auf unterschiedliche ‚soziolinguistische Setups‘ in den Räumen. Die relativ fokus-

sierte Verwendung der Artikelvarianten mit Stammdiphthong in der Schweiz, Liechtenstein und in Südtirol deutet auf eine starke Schriftformorientierung und damit (indirekt) auf eine tendenziell diglossische Situation hin. Die Verteilung der Formen im restlichen deutschsprachigen Raum weist dagegen vielmehr auf Formkontinua hin. Im östlichen oberdeutschen Raum, besonders in Österreich, umfasst das diaglossische Kontinuum im Fall des analysierten Artikels insbesondere die dialektale Kurzform und die kanonische Vollform. Im Südwesten, der Mitte und insbesondere im Norden Deutschlands ist das Kontinuum dagegen zwar vermeintlich standardsprachlicher, aber auch ‚enger‘: Es umfasst primär die standardsprachlichen Reduktionsformen, und zwar besonders /n/ und /æn/. Auffälligerweise sind beide Formkontinua tendenziell binär bzw. paarig strukturiert. In beiden Fällen scheint es eine Art komplementäre Verteilung zweier Varianten mit unterschiedlichem Status zu geben, und zwar einer dominanten und unmarkierten Variante (/n/ in (Nord-) Deutschland und eine dialektbasierte Kurzform in Österreich bzw. eingeschränkt auch im bairischen Gebiet Deutschlands) neben einer selteneren, stärker markierteren Form (/æn/ bzw. im Südosten die Vollform /ænən/). In letzter Konsequenz gibt die Distribution der Formen zu überlegen, ob eine apriorische Kategorisierung der Varianten als Dialektform oder Standardform revidiert werden muss – zumindest im Fall der vermeintlich dialektalen Kurzformen im südöstlichen Sprachraum, wo die Form in der formellen Sprechsituation hochfrequent und unmarkiert verwendet wird.<sup>16</sup>

### 3.1.4 Einfluss des vorgängigen Kontexts

Anhand der Interviewdaten wurde der mögliche Einfluss des vorgängigen Lautkontexts auf die Realisierungsform des Artikels untersucht. Dabei wurden die vorgängigen Kontexte rubriziert. Bei knapp 30% aller Inzidenzen tritt <einen> nach der Rubrik ‚Vokal‘ auf, zu der auch vokalisiertes <r> gezählt wurde. Danach folgen in der Häufigkeitsordnung frikativische Kontexte (mit einem Gesamtanteil von 23%), Nasale (knapp 20%), Plosive (knapp 14%), Laterale (5%), die Rubriken ‚realisiertes <r>‘ (unter 1%) und ‚Pause/Atmen‘ (8%). Diese Gesamtverteilung setzt sich aber bezüglich der Realisierungsvarianten von <einen> unterschiedlich zusammen. Auffälligerweise sind die vokalischen Kontexte im Fall der Diphthongformen (/ænən/, /æn(:)/) nicht am häufigsten, sondern Nasale (27% bzw. 26%). Vokale haben wie die frikativischen Kontexte einen Anteil von ca. 22% (im Fall von (/ænən/) und 25% (/æn(:)/). Dagegen treten die Formen, die mit Nasal beginnen, relativ häufig im Kontext von vor-

<sup>16</sup> Konsequenterweise müsste man sich in auch fragen, welche Rolle die traditionellen niederdeutschen Formen des Artikels beim vermeintlich standardtauglichen Gebrauchs von /n/ oder /nən/ im Hochdeutschen spielen.

gängigen Vokalen auf, und zwar 33% der /nən/- und 34% der /n/-Belege. Vorgängige Nasalkontexte sind bei beiden letzteren Varianten jeweils unter 20% belegt. In diesen variantenspezifischen Kookkurrenzpräferenzen deutet sich die leichte Tendenz zur Meidung einerseits des Hiats und andererseits der Artikulation aufeinanderfolgender Nasale an. Letzteres zeigt sich auch an einer hohen Kookkurrenz von Nasallaut und [ən]; über 50% der annotierten [ən]-Formen kookkurrieren mit Nasalen. Dadurch wird klar, dass es sich bei der Form, die den (vermeintlich) dialektorientierten Varianten zugeordnet ist, auch um eine kontextbedingte Form mit zwischen Nasalen insertiertem Schwa handeln kann, und zwar insbesondere im norddeutschen Gebiet.<sup>17</sup> Insgesamt kann festgestellt werden, dass ein gewisser Einfluss des lautlichen Kontexts auf die Artikelrealisierung erkennbar ist.

Zudem wurde untersucht, ob vorgängige Präpositionen bei der Variantenwahl eine Rolle spielen. Insgesamt treten ca. 10% der Belege nach Präpositionen auf. Im Fall der kanonischen Form /aenən/ sind 9,7% der Belege von Präpositionen regiert (bes. *für*, *an*, *in*), bei /aen(:)/ sind es 9,3%, bei /nən/ 13,1% und im Fall von /n(:)/ 9,2%. Es bestehen keine signifikanten Unterschiede bezüglich Variablenrealisierung und vorgängigen Präpositionen.<sup>18</sup>

<sup>17</sup> Siehe die Streubelege der /ən/-Formen in Abbildung 3. Es sei hier aber angemerkt, dass klitische Fusionsformen mit der ‚radikalsten‘ Reduktionsform trotz der Vermeidungsmöglichkeit auch ohne Vokalinsertion – aber dafür in vielen Fällen mit gelängtem Nasal – frequent belegt sind.

<sup>18</sup> Ein grundsätzlicher Unterschied fällt allerdings zwischen den Variablen <einen> und <einem> auf. Er besteht darin, dass im Dativ-Fall der Anteil der /nəm/-Form wesentlich höher ist als die entsprechende Form im Akkusativ (knapp 3% /nən/); der Anteil der /nəm/-Variante liegt bei 27%, vergleichsweise gering ist dagegen der Anteil der stärksten reduzierten Form /m/ (knapp 17%, n=2734). Der Unterschied zwischen <einen> und <einem> liegt insbesondere darin begründet, dass die Dativ-Instanzen viel häufiger präpositionsregiert sind als die Akkusativ-Instanzen, wodurch sich eine höhere Kookkurrenzfrequenz von Präposition und Artikel und entsprechend stabilere Kookkurrenzmuster etablieren (Vgl. Damaris Nübling: Wann werden die deutschen Präpositionen flektieren? Grammatisierungswege zur Flexion. In: Ray Fabri/Albert Ortmann/Teresa Parodi (Hg.): *Models of Inflection*. Tübingen 1998, S. 266–289.). Das Muster PRÄP+/nem/ ist frequent, da die Verbindung Präposition+/m/ ‚besetzt‘ ist durch das Muster der klitischen Verbindung aus Präposition und der Reduktionsform des Definitartikels /m/, das schon univerbierte Formen ausgebildet hat (bspw. bei Präpositionen mit Vokal- oder Nasalauslaut).



### 3.1.5 Funktionale Aspekte

Durch die tendenziell paarig-komplementäre Verteilung von einerseits Formen mit Stammdiphthong und andererseits stark reduzierten Varianten drängt sich die Vermutung auf, dass der Distribution ein funktionaler Gebrauch unterschied zugrunde liegen könnte. Die These lautet, dass die frequenten Reduktionsformen – mit der im jeweiligen Raum typischen Ausprägung [n] oder [ɐ(n)] – als unmarkierte Normalform in der ‚normalen‘ Determinatorfunktion der Einführung eines indefiniten Referenten verwendet werden und der seltenere Gebrauch der Diphthongformen [aenən]/[aen] im Kontrast dazu semantischen bzw. pragmatischen Mehrwert indiziert. Das zugrundeliegende Funktionsmuster bestünde darin, dass der Artikel durch phonetische Substanz ([ae]) und in vielen Fällen durch kookkurrente prosodische Prominenz (Akzent) formale Markiertheit bekommt und dadurch zur Kontextualisierung verwendet werden kann.<sup>19</sup>

#### 3.1.5.1 Gebrauch der markierten Form

Ein rekurrenter Gebrauchskontext der Form mit Stammdiphthong ist die Indizierung numeraler Bedeutung. Die Verwendung des Indefinitartikels impliziert an sich immer auch eine Quantifizierung.<sup>20</sup> In gewissen diskursiven Zusammenhängen kann Quantifizierung über die implizite Quantifizierungsleistung des Determinators hinaus relevant werden, und ein Mittel ihrer Indexikalisierung ist die Verwendung der Diphthongform. In den biographischen Interviews des Dh-Korpus zeigt sich das (Spannungs-)Verhältnis zwischen ‚schierer‘ determinierender und quantifizierender (Mit-)Bedeutung u.a. bei Antworten der Gewährspersonen auf die Frage nach Geschwistern, die in jedem Interview gestellt wurde – typischerweise formuliert wie im folgenden Ausschnitt aus einem Interview mit einem Schüler aus Tuttlingen (Beispiel 1, Zeile 01).<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> Dass der dominante Gebrauch der Reduktionsformen die Grundlage des Indexikalierungspotentials der selteneren und formal markierten Form ist, zeigt sich deutlich an der Form-Funktionskorrelation, die bei der Verwendung von <einen> in pronominaler Funktion besteht; diese wird konsistent und sprachgebietsübergreifend mit Stammdiphthong [ae] realisiert.

<sup>20</sup> Siehe bspw. Hans-Werner Eroms: Regionalsprachliche Artikelparadigmen und die grammatikalische Behandlung der Artikel im Deutschen. In Ders. (Hg.): Probleme regionaler Sprachen. Hamburg 1989, S. 108. Die inhärent numerale semantische Komponente überrascht nicht, wenn man die Entwicklung der Artikelverwendung aus dem quantifizierenden Gebrauch bedenkt.

<sup>21</sup> Die Transliteration orientiert sich an den Konventionen der Minimaltranskription nach GAT2 (Margret Selting et al.: Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion, 9 (2009), 10, S. 353–402. Auf prosodische Markierungen wird weitestgehend verzichtet; in der Zeile mit der fokussierten Form wird der Hauptakzent durch Großschreibung der akzentuierten Silbe



- (1)
- |    |     |                                               |
|----|-----|-----------------------------------------------|
| 01 | IV: | ähm (-) hast du geschwister?                  |
| 02 | GP: | ja (-)                                        |
| 03 | IV: | äh wie alt sind die?                          |
| 04 | GP: | => ich hab EIN brUder der_sch mittlerweile 21 |

Die Frage lässt eine Antwort erwarten, die im Affirmationsfall zumeist auch eine quantifizierende Angabe enthält; in vielen Fällen wurden in den Interviews dafür reduzierte Formen des Artikels benutzt (vorausgesetzt die Gewährspersonen haben einen Bruder oder eine Schwester). In Beispiel 1 reicht eine indirekte Quantifizierung allerdings nicht aus, da der Schüler in Z. 04 mit einer markierten Form von <einen> die quantifizierende Lesart in den Vordergrund bringen muss, um eine Fehlinterpretation des Interviewers (IV) zu reparieren. Der Fehlschluss bezüglich der Geschwisteranzahl war durch die knappe, ‚global‘ affirmierende Antwort des Schülers in Zeile 02 entstanden.

Das folgende Beispiel für den ‚Import semanto-pragmatischen Mehrwerts‘ zeigt die Indizierung von Indefinitheit bzw. epistemischer Nichtspezifität des Bezugsobjekts.<sup>22</sup> Die Schülerin beantwortet in Ausschnitt (2) die Frage, ob dialektales Sprechen in ihrem sozialen Umfeld eine Rolle spielt. Dabei korrigiert sie selbstinitiiert die Artikelform /nən/ durch die prominentere Diphthongform und stärkt eine nicht-spezifische Interpretation des Indefinitartikels. Damit indiziert sie, dass sie nicht weiß, welchen Dialekt ihre Freundin spricht – was sie im anschließenden Adversativsatz (02) auch expliziter macht.

- (2)
- |    |        |                                                             |
|----|--------|-------------------------------------------------------------|
| 01 | GP: => | ähm ja ich hab ne freundin die nen die EIN dialekt spricht, |
| 02 |        | aber ich weiß nicht wo die herkommt                         |

Eine nichtspezifische Referenzeigenschaft ist im Fall eines Indefinitpronomens an sich nichts Besonderes – und bezüglich des unterstellten Hörerwissens unumgänglich. Aber im Kontext von Beispiel (2) ist erhöhte epistemische Nichtspezifität insofern indizierungsrelevant, da tendenziell erwartbar ist, dass

---

markiert. Sprechpausen sind durch einen eingeklammerten Punkt (Mikropause bis 0.2 Sek. Dauer) bzw. durch eingeklammerte Querstriche repräsentiert (bis 0.5 Sek. Dauer durch einfachen, ab 0.5 bis 0.8 Sek. durch doppelten und bis 1 Sek. durch dreifachen Strich). Die Äußerungen der Interviewer werden durch die Sigle ‚IV‘ und die Turns der Interviewten durch ‚GP‘ markiert.

<sup>22</sup> Siehe zur referenziellen Eigenschaft „epistemische Spezifität“: Klaus von Heusinger: Referentialität, Spezifität und Diskursprominenz im Sprachvergleich. In: Lutz Gunkel/ Gisela Zifonoun (Hg.): Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Berlin/New York 2012, S. 417–455.

eine Sprecherin den Dialekt kennt, den eine Freundin spricht, und insbesondere, dass es den Fragenden im Rahmen des soziolinguistischen Interviews interessiert und (zumindest im Fall der unmarkierten Referenzierungsform) eine Nachfrage zum Dialekt der Freundin folgen kann.<sup>23</sup>

In den nächsten beiden Beispielen wird die prominentere Variante des Indefinitartikels zu Emphasezwecken verwendet. Im Auszug (3) gibt eine Schülerin eine Antwort auf die Frage, ob sie nach der Schule in ihrem Heimatort (Gera) bleiben wolle.

- (3)
- |        |                              |
|--------|------------------------------|
| 01 GP: | ((...)) das is wirklich- (-) |
| 02 =>  | WO ICH EIN: JOB FINDE.       |
| 03     | DA- (-) geh ich hIn.         |

Den Geltungsanspruch ihrer Antwort stärkt sie nicht nur explizit durch die modalisierende Fokussierungsäußerung (*das is wirklich*), sondern auch durch die Verwendung der salienten Artikelform und weiterer, kookkurrierender Indexikalisierungsmittel (Akzentgebung, Vokalrealisierung in der Nebensilbe der Verbform, silbenisochrone Rhythmisierung).

In Beleg (4) variiert die Sprecherin aus Vaduz den Artikel in einer Abfolge einer modifiziert wiederholten Bewertungsäußerung. In der emphatischen Formulierung am Ende unterstützt die – hier nicht akzentuierte – Vollform die nachdrückliche Äußerungsmodalität.

- (4)
- |        |                                                          |
|--------|----------------------------------------------------------|
| 01 GP: | unser krankenhaus hat(.) n relativ schlechtn ruf ((...)) |
| 02     | eigentlich ən SEHR schlechtn ruf ((...))                 |
| 03 =>  | einen SEHR sEhr SEHR schlechtn ruf.                      |

Die folgenden drei Transkriptausschnitte geben Beispiele für einen anderen sehr rekurrenten Funktionalisierungsbereich des Gebrauchs der markierten Diphthongform. Es ist die Einführung eines neuen Referenten mit gleichzeitiger Projektion dessen referentiell-kataphorischer Relevanz. Die markierte Form indiziert dabei, dass es sich um einen spezifischen Referenten handelt (mit en-

<sup>23</sup> Im Prinzip bricht die Verwendung des Indefinitartikels an sich schon eine Erwartung, nämlich die der artikellosen Realisierung des Prädikats <Dialekt sprechen>. Dadurch vermittelt die Sprecherin, dass sie sich in ihrer Äußerung nicht auf den ortsüblichen Dialekt bezieht.

gem semantischem Skopus), der im weiteren Äußerungsverlauf aufgegriffen und mehr oder weniger thematisch bzw. topisch wird.<sup>24</sup>

Im ersten Beispiel zur referentiell-phorischen Verwendung führt ein Schüler aus Hameln in seiner Antwort auf die Frage, ob die Kategorien ‚Ost‘ und ‚West‘ in seinem Alltag eine Rolle spielen, in Beleg (5) das Diskursobjekt ‚Ossi‘ ein (Z. 03), das im folgenden Relativsatz aufgegriffen und spezifiziert wird.

(5)

01 GP:	wird man (-) jetzt (.) im alltag-
02	im (.) privatn kreis nich so sehr mit konfrontiert-
03 =>	wir ham (.) EIn: (.) ↑OSSI- äh
04	der bei uns musik macht in der kapelle (---)
05	kriecht manchmal n witz zu hörn ...

Die projizierte Relevanz bzw. „Diskursprominenz“<sup>25</sup> des eingeführten Referenten zeigt sich an den phorischen Aufnahmen in Zeile 04 und 05, wo der Referent zuerst spezifiziert und in den argumentativen Zusammenhang der Antwort gebracht wird. Bei der Aufnahme des ‚prominent‘ eingeführten Bezugsobjekts nach dem eingeschobenen Nebensatz spart sich der Schüler sogar die (explizite) Realisierung des Anaphorikums.

Die Referenteneinführung zeigt allerdings auch Merkmale von Formulierungsverzögerung bzw. Markiertheit, die wahrscheinlich dem – von den Beteiligten wechselseitig als bekannt unterstellbaren – heiklen Status der Kategorie ‚Ossi‘ geschuldet ist; die Pausen- und Akzentstruktur der Referenteneinführung (einbettende Mikropausen und Tonhöhensprung bei der Artikulation von *Ossi* sowie die Akzentuierung von Artikel und Bezugsnomen) können als Markierung des distanzierten Gebrauchs der ‚politisch unkorrekten‘ Kategorie interpretiert werden. In diesem Sinne ist der Gebrauch der Diphthongform des Artikels auch ein Element eines *Hedging*-Verfahrens. Letztlich kann zudem – zumindest formal – eine quantifizierende Bedeutungskomponente der markierten Artikelverwendung in (5) nicht ausgeschlossen werden.

Quantifizierung und *Hedging* als indexikalischer Gehalt des Gebrauchs der markierten Form ist in den beiden folgenden Beispielen sehr unwahrscheinlich

---

<sup>24</sup> Siehe dazu die analytischen Kategorien (hohe) „Referentialität“, „Spezifizität“ und „Diskursprominenz“ sowie „referenzielle Persistenz“ in Klaus von Heusinger: Referentialität, Spezifizität, und Diskursprominenz im Sprachvergleich. In: Lutz Gunkel/Gisela Zifonoun (Hg.): Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Berlin, New York 2012, S. 417–455.

<sup>25</sup> Klaus von Heusinger: Referentialität, Spezifizität, und Diskursprominenz im Sprachvergleich. In: Lutz Gunkel/Gisela Zifonoun (Hg.): Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Berlin, New York 2012, S. 417–455.

oder auszuschließen. Im Vordergrund steht in Beleg (6) und (7) stattdessen die erhöhte referentiell-kataphorische Leistung. Beide Belege stehen im Kontext einer Frage zum Freundeskreis der Schüler.

(6)

- 01 GP: => also ich hab EIN: freund noch n sehr LANGjährigen  
02 mit dem ich jetzt schon seit über zehn jahren befreundet ...

(7)

- 01 IV: was ist die gemeinsame zusammenhaltende aktivität in dem  
02 freundeskreis im dorf?  
03 GP: => na: wir ham ähm eIn: JUgndclub- (-)  
04 in dem wir uns halt oft am wochenende TREFFn- und oft ...

Im Fall des Diskursreferenten *Freund* (6) indiziert die markierte Einführung insbesondere Spezifität. Der (enge) semantische Skopus wird in der nachfolgenden Apposition (*n sehr langjährigen*) und im Relativsatz (*mit dem...*) auch ausgeführt. Im Fall des Bezugsreferenten *Jugendclub* (7) steht dagegen eher die Anzeige der Relevanz des Diskursobjekts für die Antwort der Schülerin auf die Frage (Z. 01–02) im Vordergrund, die sich auch in „referentieller Persistenz“<sup>26</sup> des Jugendclubs zeigt; d.h. im Anschluss an die direkte Aufnahme im spezifizierenden Relativsatz bleibt der Jugendclub topisch und weitere anaphorische Verweise folgen.

In allen drei Beispielen für den verstärkt referentiell-kataphorischen Gebrauch der markierten Artikelform tritt die Form in einer Konstruktion mit einem Subjekt in Verbindung mit einer Flexionsform von <haben> auf, also in der Begrifflichkeit von Heusinger in „präsentativen Konstruktionen“, die „primär einen Diskursreferenten einführen, ohne jedoch wesentliche Informationen über diesen beizutragen“<sup>27</sup>. Die Relevanz des eingeführten Referenten und nähere Informationen können u.a. durch die Form des (markierten) Artikels angezeigt bzw. angekündigt werden. Ein informationsstruktureller Effekt der erhöhten Indexikalität ist in diesem Sinn eine Fokussierungsleistung des Artikels.

Indexikalität ist eine unhintergehbare Eigenschaft sprachlicher Interaktion, auf deren Grundlage Kommunikation funktioniert.<sup>28</sup> Im ‚Normalfall‘ erfolgt In-

<sup>26</sup> Vgl. Klaus von Heusinger: Referentialität, Spezifität, und Diskursprominenz im Sprachvergleich. In: Lutz Gunkel/Gisela Zifonoun (Hg.): *Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen*. Berlin, New York 2012, S. 417–455.

<sup>27</sup> Ebd., S. 420.

<sup>28</sup> Vgl. Peter Auer: Zur indexikalitätsmarkierenden Funktion der demonstrativen Artikelform in deutschen Konversationen. In: Götz Hindelang/Werner Zillig (Hg.): *Verstehen*



dexikalisierung unauffällig und unbemerkt, und als Normalfall der Artikelverwendung kann der unmarkierte Gebrauch des (zumeist) reduzierten Indefinitartikels in NP-determinierender Funktion gelten. Indexikalische Bedeutung basiert generell auf Kontiguitätsbeziehungen zwischen Zeichen und seinem Bezugspunkt im Kontext. Entsprechend ist in allen angeführten Belegen (1–7) erkennbar, dass der (spezifische) indexikalische Gehalt der Verwendung der Diphthongform kontextsensitiv generiert und interpretierbar wird. Und in manchen Fällen ist der semantopragmatische Mehrwert – zumindest für Analysierende – nicht eindeutig erschließbar bzw. plurifunktional (s. Bsp. 5).

Trotz oder wegen der kontextuellen Bindung indexikalischer Prozesse bilden sich auf der Grundlage variativen Formengebrauchs Tendenzen der Form-Funktions-Korrelation heraus. Letztlich überrascht es nicht, dass das Markierungspotential und ein damit verbundenes Indexikalisierungspotential – das Sprecher immer und durch verschiedene semiotische Mittel haben – gerade bei expliziten Referenzierungsakten wie dem Artikelgebrauch funktionalisierbar ist;<sup>29</sup> es ist der ‚Normalfall‘ des unmarkierten, auf die NP-determinierende Funktion beschränkten Gebrauchs, in dem „praktische Deindexikalisierungsarbeit geleistet“ wird, auf deren Grundlage die (verstärkte) Indexikalisierungsleistung der markierten Formen aufsetzen kann.

### 3.2 (Demonstratives) Indefinitum <so einen>

Im gesprochenen Standarddeutsch ist die Variation auch bei der komplexeren Referenzierungsform <so einen> üblich und hat reduzierte Formen herausgebildet. Klitische Einheiten aus der deiktischen Partikel <so> und reduziertem Artikel stellen übliche Realisierungsformen dar. Die Untersuchungen in Hole/Klumpp<sup>30</sup> und Heusinger<sup>31</sup> zur Kurzform *son* kommen zum Ergebnis, dass es sich bei ihr (inzwischen) um ein selbständiges Indefinitum handelt. Erstere analysieren *son* als Artikel mit zweidimensionalen Referenzeigenschaften: Er weist das Bezugsobjekt als einen indefiniten Repräsentanten einer bekannten Sorte aus („indefinite token of a salient [indefinite] type“)<sup>32</sup>. Heusinger un-

---

und Handeln. Akten des 15. Linguistischen Kolloquiums. Tübingen 1981, S. 301–310.

<sup>29</sup> Vgl. ebd., S. 308.

<sup>30</sup> Daniel Hole/Gerson Klumpp: Definite type and indefinite token: the article *son* in colloquial German. In: Linguistische Berichte, 2000, 182, S. 231–244.

<sup>31</sup> Vgl. Klaus von Heusinger: Referentialität, Spezifität, und Diskursprominenz im Sprachvergleich. In: Lutz Gunkel/Gisela Zifonoun (Hg.): Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Berlin, New York 2012, S. 417–455.

<sup>32</sup> Daniel Hole/Gerson Klumpp: Definite type and indefinite token: the article *son* in colloquial German. In: Linguistische Berichte, 2000, 182, S. 243.



tersucht die Form als indefinites Demonstrativpronomen, das ein Bezugsobjekt mit „starken Referenzeigenschaften“ einführt, die sich in erhöhter „Referentialität, Spezifität und Diskursprominenz“ zeigen (2012, S. 452f.).<sup>33</sup>

### 3.2.1 Variablendistribution

Im Dh-Interviewkorpus sind 719 Inzidenzen der Variable <so einen> belegt. Wieder wurden nur adnominale Gebrauchsinstanzen des Maskulinums im Akkusativ variablenanalytisch gewertet. Tabelle 4 zeigt die Variablendistribution aller Korpusbelege.

Auch in Verbindung mit der eigenschaftsreferentiellen Partikel <so> dominiert in den Interviewdaten die am stärksten reduziert Artikelform /n/. Die Kliseform /son/ hat einen Distributionsanteil von 83%. Dialektale Vollformen sind nicht belegt; nicht-klitische Formen mit Diphthong oder dialektalem Artikelvokal (/soən/, /soən/) spielen eine untergeordnete Rolle. Abbildung 4 zeigt die Variablendistribution im Raum.

<so einen>	so aenən	so aen	so nən	son	Dial. red.	Dial. voll
Interview (n=719)	2,36%	6,26%	1,95%	83,03%	6,40%	0,00%

Tabelle 4: Variablendistribution adnominales <so einen>.

Die Kurzform /son/ tritt geographisch relativ uneingeschränkt auf und dominiert vor allem in (Nord-)Deutschland. Die Diphthongformen /so aenən/ u. /so aen/ sind vereinzelt im gesamten Gebiet belegt (hellgraue Symbole); Verdichtungen finden sich wie im Fall des Indefinitartikels in der Schweiz und eingeschränkt auch in Ostösterreich – allerdings ist die Schriftformorientierung in der Schweiz im Fall von <so einen> geringer als bei <einen>. Auch die Verteilung der Formen mit vermeintlich dialektalem Element ist vergleichbar mit der Raumdistribution des Artikels ohne deiktische Partikel: Sie treten ebenfalls fast ausschließlich im ostoberdeutschen und insbesondere im österreichischen Raum auf (dunkelgraue Symbole).

An der geographischen Verteilung fällt auch auf, dass in der Schweiz und in Österreich insgesamt weniger Instanzen der Variablen auftreten. In Österreich finden wir 66 Belege bei insgesamt 101 erhobenen Sprechern; in Deutschland sind es dagegen 607 Belege bei 633 erhobenen Sprechern, was durchschnittlich 0,6 Inzidenzen pro Sprecher in Österreich gegenüber 0,97 Inzidenzen pro Spre-

<sup>33</sup> Vgl. Klaus von Heusinger: Referentialität, Spezifität, und Diskursprominenz im Sprachvergleich. In: Lutz Gunkel/Gisela Zifonoun (Hg.): Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Berlin, New York 2012, S. 452f.

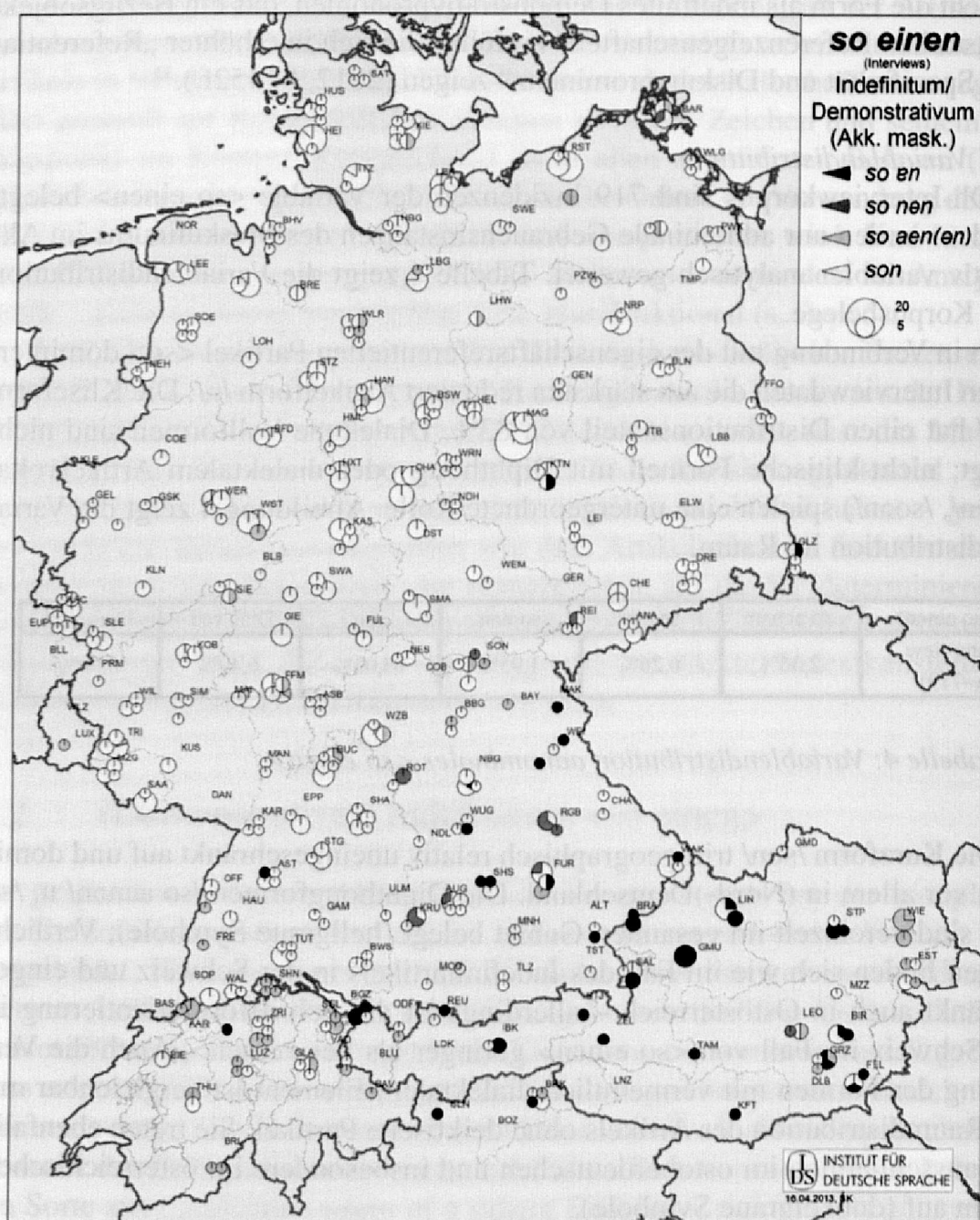


Abb. 3: Distribution von <so einen> in den Interviews (Dh-Korpus).

cher in Deutschland entspricht und sich in einem Chi-Quadrat-Test als signifikanter Unterschied erweist ( $p < 0,01$ ). Es ist also nicht nur zu vermuten, dass die ‚normale‘ Funktionalität des „neuen indefiniten Determinators“<sup>34</sup> *son* in Öster-

<sup>34</sup> Vgl. ebd., S. 417–455.

reich auch von der dialektbasierten Variante übernommen wird – der Distributionsanteil von /soən/ beträgt 47% gegenüber 33% /son/ – sondern auch insgesamt weniger gebraucht wird als in Deutschland.

Allerdings bestätigt die Dominanz von /son/ in Deutschland, wo die Form einen Distributionsanteil von 89,4% hat, den Befund von Hole/Klumpp (2000) und Heusinger (2012) der Herausbildung eines eigenständigen Indefinitdeterminators. Zudem deutet die funktionale Analyse der Variablen <so einen> auf eine relativ stabile funktionale Trennung zwischen dem Gebrauch der frequenten Kurzform einerseits und der sporadisch belegten schriftnäheren Diphthongformen /so aenən/ u. /so aen/ andererseits.

### 3.2.2 Gebrauch der unmarkierten und markierten Form

Der primäre Funktionsbereich der unmarkierten Form /son/ ist die Einführung eines neuen indefiniten Referenten ohne deiktisch-phorische Komponente. Im Unterschied zum partikellosen Indefinitartikel vermittelt /son/ zusätzlich eine dem Rezipienten unterstellte Bekanntheit mit sortalen Eigenschaften des Bezugsobjekts – also in der Begrifflichkeit von Hole/Klumpp (2000) den Bezug auf einen indefiniten Token eines definiten Typs. In vielen Fällen wie z.B. in (8) erscheint diese ‚indefinit-sortale‘ Referenzierungseigenschaft nicht motiviert bzw. /son/ verlustfrei durch eine Form des Indefinitartikels ohne eigenschaftsreferenzielles *so* ersetzbar zu sein (insbesondere durch /n/). Der Ausschnitt stammt von einer Schülerin aus Höxter und zeigt eine listenartig zusammengefasste Erzählung dessen, was sie in einem vierwöchigen Sommercamp in San Diego erlebt hat.<sup>35</sup>

- (8)
- |        |    |                                                      |
|--------|----|------------------------------------------------------|
| 01 GP: |    | ich war drei wochen lang in soner geMIschtn gruppe-  |
| 02     |    | die ha:m halt ALles gemacht-                         |
| 03     | => | die ha:m auch jeden donnerstag immer son AUSflug ge- |
|        |    | macht-                                               |
| 04     |    | dann hab ich auch noch_n bisschen was gesEHN von san |
|        |    | diego-                                               |
| 05     |    | und in der letztn wOche war ich dann im GOLFcamp.    |

Die Sorteneigenschaften der mit *son* (Z. 03) bzw. auch femininem *soner* (Z. 01) eingeführten Bezugselemente werden im vorgängigen Kontext der kompakten Erzählung nicht behandelt. Im Transkriptausschnitt ist die interpretative Rele-

<sup>35</sup> Der listenartige Eindruck wird prosodisch erzeugt durch Rhythmisierung (siehe die durch Großbuchstaben markierten Akzente im Transkript) und schwebender Tonhöhenverlauf am Ende der einzelnen Intonationseinheiten (level pitch markiert durch Gedankenstrich).



vanz der Bekanntheit der Art der gemischten Gruppe oder des wöchentlichen Ausflugs nicht erkennbar. Allerdings deutet sich ein funktionalisierbarer Effekt der sortalen Indefinitreferenz an, nämlich die Anzeige von Unschärfe bzw. eingeschränkter Adäquatheit des Bezugsreferenten. Diese in den Daten rekurrente Funktion wird in Beleg (9) deutlich.

(9)

- 01 GP: ... und der kam aus münchn glaub ich- der hat auch- (-)  
ich weiß  
02 => nich auch son: (-) i\_sach ma akzent gesprochen

In Beispiel (9) ist die indefinite Referenzierungsform ein Element eines sehr komplexen *Hedging*-Verfahrens, bei dem der Geltungsanspruch des Bezugsobjekts *Akzent* insbesondere auch durch die modalisierenden Einschübe (*ich weiß nicht* und *i\_sach ma*) heruntergestuft wird. Zudem weisen Sprechpausen und Nasaldehnung im Indefinitum auf Formulierungsschwierigkeiten hin. Die Koinzidenz des Gebrauchs von /son/ mit Merkmalen von Disfluenz ist typisch. D.h. in vielen Fällen kann die indefinite Referenzierungsform als Unschärfe-marker gleichermaßen als Merkmal von Formulierungsproblemen und Mittel zu ihrer Überwindung angesehen werden.<sup>36</sup>

Das formale und funktionale Gegenstück zu kurzem /son/, das sich in der frequenten Verwendung als sortales Indefinitum ‚eigentlichen‘ referentiellen Aufgaben entziehen kann, ist der wesentlich seltenere Gebrauch der Form mit nicht-klitisiertem Artikelelement in verstärkt referentieller Funktion. Die formal und diskursiv prominente Form wird insbesondere gebraucht, um phorische Bezüge zu spezifischen Sorteneigenschaften des Bezugsobjekts zu vermitteln. Die bestimmten Sorteneigenschaften des Bezugsobjekts sind im vorgängigen oder nachfolgenden Kontext verankert.

Beleg (10) gibt ein Beispiel für eine deiktisch-kataphorische Referenz auf Eigenschaften des Dialekts von Jugendlichen in der Umgebung von Bamberg (aus Sicht der Sprecherin, die aus einem Nachbardorf stammt).

<sup>36</sup> Nach Hayashi/Kyung (2006) werden Demonstrativa in einer Reihe verschiedener Sprachen typischerweise zur Überbrückung von Formulierungsproblemen verwendet; interessanterweise stellen die Autoren als ein typisches Merkmal von „hesitor demonstratives“ fest, keine referentielle Funktion zu haben (2006, S. 525).

- (10)
- 01 GP: ich hab jetzt auch (-) mit nachbardörfern kontakt gehabt--
- 02 da gibts auch teilweise auch jugendliche die dann (.)
- 03 => SO\_ein: dialekt sprechn dass ich des selbs nich versteh

Der Skopus des kataphorischen Verweises der Referenzierungsform auf die spezifischen Eigenschaften des Referenten *dialekt* folgt in einem Komplementsatz, der das Diskursobjekt gradiert. Typischerweise ist die deiktisch aktive Form auch durch einen Phrasenakzent markiert.

In den meisten Belegen ist die demonstrative Referenz anaphorisch. Beleg (11) gibt ein Beispiel für eine Aufnahme eines Bezugsobjekts, das im vorgängigen Kontext in den Diskurs eingebracht worden ist. Der Ausschnitt beginnt mit einer Erzählung eines Schülers aus Lüchow, in der dieser Erfahrungen mit dem Dialekt eines autochthonen Sprechers des Bairischen gemacht hat.

- (11)
- 01 GP: also ich war mal in bayern- ham\_wa nach\_m weg gefragt-
- 02 => natürlich son (-) dickn klischeebayern mit lederhosen- (--)
- 03 kommt ans fenster- (((...))
- 04 IV: ich hab auch eine lederhose daheim- so ist es nicht
- 05 GP: => ja aber nicht sO\_eIn BAUCH.

In Zeile 02 bringt der Schüler das Diskursobjekt des *klischeebayern* mit zwei explizierten Merkmalen der Sorte (*dick* und *mit lederhosen*) in die Erzählung ein – typischerweise mit sortaler Indefinitreferenz mittels *son*. Dieser Bayer mit den typischen Eigenschaften ist das Bezugsziel der Referenzierungsform in Z. 05, die auf Baucheigenschaften hinweist. Der Bezug erfolgt nach der Erzählung der Erlebnisse mit dem Bayern (die aus Platzgründen ausgespart sind) und wird initiiert durch den Interviewer, der in seiner Reaktion auf die Erzählung in Z. 04 eine andere Eigenschaft des Klischeebayern aufgreift. Das Bezugsziel steht nicht im direkten Nahkontext der bezugherstellenden Form; trotzdem ist der Bezug für den Hörer interpretierbar, nicht zuletzt, da der zu spezifizierende Referent (bzw. dessen Eigenschaften) und der spezifizierende Referent zumindest in einem Inklusionsverhältnis stehen. (D.h. die Baucheigenschaften sind eindeutig, weil zu einem dicken Klischeebayern eben ein bestimmter Bauch gehört). Beispiel 11 soll zeigen, dass bei einer phorischen Referenz mit der markierten Variante von <so einen> auch gewisse Inferenzleistungen nötig sein können.

Im vorgängigen Kontext von Ausschnitt 12 wird im Interview die Sprache in der Familie und speziell der Mutter des interviewten Schülers behandelt (GP aus Freiburg). Auf die Frage in Zeile 01, ob seine Mutter *dann* (d.h. *in bestimm-*



ten Situationen) Dialekt spreche, antwortet der Schüler mit einem Beispiel, das er markiert anführt (Z. 02). Diese Anführung – bzw. die Sprache der Mutter in bestimmten Situationen, für die die Anführung exemplarisch steht – ist ein Ziel der Referenzform in Zeile 06, die den *hintergrund* von Personen spezifiziert.

(12)

- 01 IV:               würdest du sogn das ist dann diaLEKT was sie spricht oder  
 02 GP:               ja es kommt dann halt <<markiert> de:s isch> (.) sowas halt  
 03 IV:               okay, mhm, des kommt raus.  
 04 GP:               also wenn sie-  
 05                   also es kommt ganz drauf an mit welchn personn sie redet-  
 06       =>           wenn sie weiß dass die irgendwie äh ein so\_ein hintergrund  
                      haben ...

Interessanterweise artikuliert der Schüler im Referenzierungsverfahren in Z. 06 zuerst einen Indefinitartikel ohne demonstratives *so*, der in der markierten Form kataphorische Kraft hat. Aber die projizierte Spezifizierung des Bezugsobjekts *hintergrund* führt er nicht aus (vielleicht weil er nicht sicher ist, ob er den Typus Hintergrund, der bestimmte Sprachformen bei seiner Mutter hervorlockt, als dialektal bezeichnen kann), sondern er ersetzt den Indefinitartikel durch die deiktisch-anaphorische Referenzform (womit sich der Interviewer die Eigenschaften auf der Grundlage der gegebenen Beispiele selber kategorisieren kann).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass auch beim eigenschaftsreferentiellen Indefinitum <so einen> Tendenzen der Aufgabenteilung zwischen der frequenten Reduktionsform /son/ und schriftformnahen markierten Formen /so aen(en)/ erkennbar sind. Das grundlegende Prinzip ist dasselbe wie im Fall des Indefinitartikels: Das Markierungspotential der nicht-reduzierten Form basiert auf dem Zusammenwirken der lautsubstantiell erhöhten Prominenz und dem im Vergleich zur ‚normalen‘, ‚entdeiktisierten‘ Reduktionsform selteneren Gebrauch. Dabei ist beim Vergleich der untersuchten Referenzierungsvariablen anzumerken, dass im Fall von <so einen> nicht nur die Distributionsverhältnisse deutlicher, sondern auch die Funktionalisierungsmöglichkeiten beschränkt sind (auch im Sinn des kontextsensitiven indexikalischen Gehalts). Entsprechend stabiler erscheint dafür die Form-Funktions-Paarigkeit im Fall von <so einen>. Hier können die variativen Muster Strukturen schaffen, die u.U. vergleichbar sind mit einer funktionsorientierten „Opposition“, die sich

zwischen dem Gebrauch voller und klitischer Formen des Definitartikels in Instanzen mit vorgängiger Präposition etablieren.<sup>37</sup>

### 3.2.2 Anmerkungen zur Pluralform *sone*

Als ein wesentliches Argument für die Einschätzung von /son/ als selbständiges Indefinitum gilt Heusinger (2012) und Hole/Klumpp (2000), dass die Form ein vollständiges Paradigma ausgebildet hat, also im Gegensatz zum Indefinitartikel (ohne eigenschaftsreferentielles *so*) auch Pluralformen. Das Pluralparadigma besteht aus der Form /sonə/, von der in den Interviews des Dh-Korpus 73 Instanzen vor pluralischen Bezugsnomen (aller Genera) belegt sind. Die Distribution der Form zeigt allerdings eine deutliche geographische Begrenzung; abgesehen von Einzelbelegen im ostbelgischen Büllingen, in Sachsen (Dresden) und im südlichen Brandenburg (Elsterwerda) wird pluralisches /sonə/ ausschließlich von Gewährspersonen im Norden und insbesondere Nordosten des deutschen Sprachraums verwendet.<sup>38</sup>

Im nord-nordöstlichen Verbreitungsraum der Form ist sie wahrscheinlich nicht salient. Diese Einschätzung basiert insbesondere auf zwei Gebrauchsinstanzen von /sonə/ in situativen Kontexten, in denen eine relativ hohe Sprachformaufmerksamkeit der GPs erkennbar ist. In beiden Fällen ist das in der Interviewsituation sowieso unterstellbare sprachliche Monitoring themabedingt verschärft.

Im ersten Fall (13) verwendet ein Berliner Schüler die Form im Kontext der Frage, ob er den Berliner Dialekt sprechen kann. Seine Antwort zeigt, dass der Schüler sich selbst nicht als Dialektsprecher definiert und an einem möglichst ‚interferenzfreien‘ Standard arbeitet.

- (13)
- |        |                                                                                |
|--------|--------------------------------------------------------------------------------|
| 01 IV: | kannst du berLinerisch (.) berLInern?                                          |
| 02 GP: | ja:: ich hab=s (.) mir abtrainiert;                                            |
| 03     | also manchmal entdeck ich noch so typisch berliner sachn<br>(.) f/ hervorkomm; |
| 04     | aber (---) eigentlich äh versuch ich_s zu vermeidn.                            |
| 05 IV: | wieso hast du das abtrainiert? (---)                                           |

<sup>37</sup> Damaris Nübling: Von *in die* über *in'n* und *ins* bis *im*: Die Klitisierung von Präposition und Artikel als "Grammatikalisierungsbaustelle". In: Torsten Leuschner/Tanja Mortelmans/Sarah De Groot (Hg.): Grammatikalisierung im Deutschen. Berlin/New York 2005, S. 105–131, S. 113.

<sup>38</sup> Siehe die genaue sprachräumliche Distribution in der Karte in Stefan Kleiner/Ralf Knöbl: Hochdeutsch und Hochdeutsch. Regionale Gebrauchsstandards im gesprochenen Deutsch. In: SPRACHREPORT 2011, Mannheim 2011, S. 2–10, S. 8.

06 GP:            naja weil (-) des dann immer darauf hinausgelaufen is dass  
 07        =>        dass ich ICK gesagt hab und sone sachen und ich find  
 08                    das hört sich (-- ) nich so (---) Edel an un nich so (-- ) gut;

Im Ausschnitt wird eine Standardsprachorientierung des Schülers inhaltlich und formal deutlich. *Sone* gehört zum Formeninventar, das er in der Interview-situation verwendet (Z. 07), und nicht zu den Formen, die ihm als Dialektmerkmale bewusst sind und abtrainiert werden.

Im zweiten Fall verwendet eine Schülerin, ebenfalls aus Berlin, die Form im Kontext der Beschreibung ihrer Schreibgewohnheiten in Internetgenres. Dabei führt sie die Kategorie ‚meine Emailsprache‘ ein (im vorgängigen Kontext des Ausschnitts), zu deren Merkmalen insbesondere formale Reduziertheit gehöre (Z. 03 u. 06), und die sie deutlich abgrenzt von ihrer Sprechsprache (Z. 05 u. 08).

(14)

01 IV:            wenn du im internet schreibst- grade in diesen  
                       chat-programmen-  
 02                    ist es dann schriftsprache oder was anderes?  
 03 GP:            also es is hauptsächlich irgendwie abgekürzte sachn ((...))  
 04                    also des is wieder was ganz anderes-  
 05                    so wie ich da schreibe würd ich niemals sprechn,  
 06                    (-) äh haupsache schnEll kUrZ un einigermaßen verständlich-  
 07                    (-) und (-) ja also das is nochmal ganz komisch anders,  
 08                    so würd ich nich sprechn. ((...))  
 09                    ebn diese emailsprache. ((...))  
 10                    zum beispiel (-) SO EINE zusammenziehen zu sone oder so-  
 11        =>        (-) also sone sachn; (.) <<lachend> sone> ((lacht))

In Zeile 10 führt sie *sone* als Beispiel für die reduzierten Sprachformen ihrer Emailsprache an und bezieht sich darauffolgend (Z. 11) auf das Beispiel mit der sortalen Referenz *sone sachn*. Auf den offensichtlichen Widerspruch zwischen ihrer vorgängigen Einschätzung (*so würd ich nich sprechn*) und ihrem tatsächlichen Formgebrauch wird sie selber aufmerksam und kommentiert die Inkonsistenz, indem sie die Form lachend markiert wiederholt (Z. 11).

Beide Belege deuten m.E. an, dass pluralisches /sonə/ bei beiden Gewährspersonen den emischen Status einer unauffälligen und standardtauglichen Form hat – auch wenn die Sprecher diesen bei einer metasprachlichen Einschätzung nicht unbedingt bestätigen.

Salienz entsteht als primär wahrnehmungsbezogenes Konzept kontextrelational. Ein relativ außersprachlicher, aber relevanter Kontextfaktor stellt dabei

der geographische Raum dar. Der Gebrauch von /sonə/ vor pluralischen Bezugsnomen ist m.E. ein prägnantes Beispiel dafür, dass linguistische Formen für SprecherInnen unterschiedlicher Räume unterschiedlich nonstandardverdächtig sind. In diesem Sinn ist die „Freiheit von (kommunikativ) salienten Regionalismen“<sup>39</sup> ein nicht unproblematisches Definitionskriterium von Standardsprachlichkeit.

## 4. Schluss

Bei der Untersuchung des Gebrauchs der indefiniten Referenzformen werden sprachräumliche und funktionale Unterschiede erkennbar, die Hinweise auf unterschiedliche soziolinguistische Setups in verschiedenen regionalen und nationalen Räumen ergeben. Zum einen deutet der relativ invariante Schriftformgebrauch in der Schweiz, Liechtenstein und Südtirol auf eine ‚diglossische Orientierung‘ bei der Formwahl hin. Dagegen scheint die Formen- bzw. Varietätentektonik in Österreich und Deutschland eher als linguistisches Kontinuum beschreibbar, und zwar als ein relativ weites im südostoberdeutschen Raum und ein engeres im großen Restgebiet Deutschlands. Intersituative Variation zeigt sich in den Kontinuumsgebieten an der registerspezifischen Distribution der Varianten des Indefinitartikels (zwischen Interviews, *Maptasks* und TV-Gattungen), aber auch in binnensituativen Variationsmustern innerhalb der Interviewsituation. Dabei werden im Fall der beiden untersuchten linguistischen Variablen Tendenzen der Etablierung von Form-Funktionspaaren erkennbar, die gleichermaßen Grundlage und Ergebnis von funktional orientierter Variation sind. Bei beiden indefiniten Referenzierungsformen lässt sich an den Distributionswerten und in Funktionsanalysen eine unmarkierte Variante erkennen, die primär für die ‚normalen-dedeiktisierten‘ Referenzierungsaufgaben gebraucht wird und die mit dem indexikalisch ladbaren Gebrauch der lautsubstantiell markierten Form kontrastiert. Bei vergleichbarem Funktionalisierungsprinzip unterscheidet sich die formale Ausprägung der Variantenpaarigkeit im Raum: In Deutschland dominiert der Gebrauch der stark reduzierten Varianten /n/ und /son/ im Kontrast zu den markierten Formen /aen/ und /so aen/, wohingegen in Österreich als komplementäre Gegenstücke zu den schriftformnäheren Diphthongvarianten vornehmlich Formen mit Zentralvokal im Artikel verwendet werden (/ə(n)/ und /so ə(n)/), deren raumspezifischer Status auf der

---

<sup>39</sup> Jürgen E. Schmidt/Joachim Herrgen: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachforschung. Berlin 2011, S. 62.



Grundlage dieses Befunds überdacht werden kann. In Österreich scheinen die vermeintlichen Dialektformen als unauffällige standardkonforme Nebentonformen gebraucht zu werden.

Als wesentliches Ergebnis der Untersuchung der indefiniten Referenzierungsformen soll aber festgehalten werden, dass sich diatopische und diaphasische Variation insbesondere auch innerhalb der ‚formellen‘ Sprechsituation eines Interviews zeigt und damit als Merkmal des Standardsprachgebrauchs erkennbar wird. Ein variationsfreier, homogener Standard wäre dysfunktional<sup>40</sup>; eine sprachwissenschaftliche Standardkonzeption, die sprachräumliche und kontextsensitive Variation innerhalb eines standardsprachlichen Formenspektrums erfasst, erscheint realitätsgemäß.

---

<sup>40</sup> Vgl. bspw. Stephan Elspaß: Zum sprachpolitischen Umgang mit regionaler Variation der Standardsprache in der pluralistischen Sprachgesellschaft. In: Jörg Kilian (Hg.): Sprache und Politik. Deutsch im demokratischen Staat. Mannheim u.a. 2005.

# Literatur

- Auer, Peter: Zur indexikalitätsmarkierenden Funktion der demonstrativen Artikelform in deutschen Konversationen. In: Götz Hindelang/Werner Zillig (Hg.): Verstehen und Handeln. Akten des 15. Linguistischen Kolloquiums. Tübingen 1981, S. 301–310.
- Auer, Peter: Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting). In: Deutsche Sprache, 14 (1986), H.2, S. 97–124.
- Auer, Peter: Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialektvariation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache. Berlin/New York 1990.
- Auer, Peter: From code-switching via language mixing to fused lects: toward a dynamic typology of bilingual speech. In: International Journal of Bilingualism, 2 (1999), H.3, 4, S. 309–332.
- Berend, Nina: Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York 2005, S. 143–170.
- Burri, Gabriela: Spontanschreibung im Chat. In: Linguistik online, 5 (2003), H.3, S. 15.
- Daneš, František: Dimensionen im Varietätenraum. In: Alexandra N. Lenz/Klaus J. Mattheier (Hg.): Varietäten – Theorie und Empirie. Frankfurt am Main u.a. 2005, S. 39–60.
- Deppermann, Arnulf/Knöbl, Ralf/Koplenig, Alexander: Talk about standard vs. standard in use: Reflection on norms and orientation to norms in speaking. In: Winifred Davies/Evelyn Ziegler: Microlinguistics and language planning: Linguistic practice. Houndmills (i.V.)
- Deppermann, Arnulf/Kleiner, Stefan/Knöbl, Ralf: 'Standard usage': Towards a realistic conception of spoken standard German. In: Peter Auer/Javier Caro Reina/Götz Kaufmann (Hg.): Language Variation - European Perspectives IV: Selected papers from the 6th International Conference on Language Variation in Europe (ICLaVE 6). Freiburg, June 2011. Amsterdam/Philadelphia 2013, S. 83–116.
- Elspaß, Stephan: Zum sprachpolitischen Umgang mit regionaler Variation der Standardsprache in der pluralistischen Sprachgesellschaft. In: Jörg Kilian (Hg.): Sprache und Politik. Deutsch im demokratischen Staat. Mannheim u.a. 2005.
- Eroms, Hans-Werner: Regionalsprachliche Artikelparadigmen und die grammatikalische Behandlung der Artikel im Deutschen. In Ders. (Hg.): Probleme regionaler Sprachen. Hamburg 1989, S. 103–123.
- Gloy, Klaus: Norm. In: Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier (Hg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch der Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Bd. 1. Berlin/New York 1987, S. 119–124.
- Hayashi, Makoto/Kyung-eun, Yoon: A cross-linguistic exploration of demonstratives in interaction. With particular reference to the context of word-formulation trouble. In: Studies in Language, 30 (2006), S. 484–540.
- Heusinger, Klaus von: Referentialität, Spezifität, und Diskursprominenz im Sprachvergleich. In: Lutz Gunkel/Gisela Zifonoun (Hg.): Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Berlin/New York 2012, S. 417–455.

- Hole, Daniel/Klumpp, Gerson: Definite type and indefinite token: the article *son* in colloquial German. In: Linguistische Berichte, 31 (2000), H. 182, S. 231–244.
- Kleiner, Stefan: Die Kodifikation der deutschen Standardausprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards. In: Albrecht Plewnia/Joachim Witt (Hg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin 2014, S. 273–298.
- Knöbl, Ralf: Dialekt – Standard – Variation. Formen und Funktionen von Sprachvariation in einer mittelschwäbischen Schulklasse. Heidelberg 2012.
- Kleiner, Stefan/Knöbl, Ralf: Hochdeutsch und Hochdeutsch. Regionale Gebrauchsstandards im gesprochenen Deutsch. In: SPRACHREPORT 2011, 2. Mannheim 2011, S. 2–10.
- Krech, Eva-Maria et al.: Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin, New York 2009.
- Lameli, Alfred: Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart 2004.
- Lenz, Alexandra N.: Struktur und Dynamik des Substandard. Eine Studie zum Westmitteldeutschen. Stuttgart 2003.
- Mangold, Max: Duden Band 6. Das Aussprachewörterbuch. Mannheim 2005.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan: Zur sozialen und sprachpolitischen Verantwortung der Variationslinguistik. In: Elvira Glaser/Jürgen Erich Schmidt/Natascha Frey (Hg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) Stuttgart 2011, S. 221–240.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan: Pluralismus oder Assimilation? Zum Umgang mit Norm und arealer Variation in Deutschland und anderswo. In: Susanne Günthner/W. Imo/D. Meer/J. G. Schneider (Hg.): Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin/New York 2012, S. 43–60.
- Nübling, Damaris: Wann werden die deutschen Präpositionen flektieren? Grammatisierungswege zur Flexion. In: Ray Fabri/Albert Ortmann/Teresa Parodi (Hg.): Models of Inflection. Tübingen 1998, S. 266–289.
- Nübling, Damaris: Von *in die* über *in'n* und *ins* bis *im*: Die Klitisierung von Präposition und Artikel als “Grammatikalisierungsbaustelle”. In: Torsten Leuschner/Tanja Mortelmans/Sarah De Groot (Hg.): Grammatikalisierung im Deutschen. Berlin/New York 2005, S. 105–131.
- Reichmann, Oskar: Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Raphael Berthele et al. (Hg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin 2003, S. 29–56.
- Schmidt, Jürgen E./Herrgen, Joachim: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachforschung. Berlin 2011.
- Selting, Margret et al.: Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion, 9 (2009), 10, S. 353–402.
- Tophinke, Doris: Schreiben gegen die Regel – Formen und Funktionen orthografischer Abweichungen im Internet Relay Chat (IRC). In: Michael Bommes/Christina Noack/Doris Tophinke (Hg.): Sprache als Form. Festschrift für Utz Maas zum 60. Geburtstag. Wiesbaden 2002, S. 170–182.

Vogel, Petra M.: „Ich hab da nen kleines Problem!“ – Zur neuen Kurzform nen des indefiniten Artikels im Deutschen“. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, 73 (2006), H. 2, S. 176–193.

Ziegler, Evelyn: „‘Merkel hat nen Neuen!’ Die Kurzform nen: Ein Mündlichkeitsmarker par excellence“. In: Britt Marie Schuster/Doris Tophinke (Hg.): Anders Schreiben/Andersschreiben. Heidelberg 2012, S. 295–316.